

Das Leben muß sich spüren, und es spürt sich nur, indem es sich am Tode reibt. Der Geist mag etwas haben von der Ewigkeit, aber wir, Pardon, Sie – ich nicht mehr – haben die verdammte Aufgabe, in der Wahrheit zu leben, solange Ihr Herz schlägt! Darum haben Sie sich zu bemühen. Alles andere ist, beg your pardon, bullshit!«

Franz, Angelika, Georg und Söderberg sind die vom Leben geforderten Figuren dieses Romans, der sich auf eigenwillige Weise mit dem Thema des Bösen auseinandersetzt und auf einer Ebene zwischen Fiktion und dokumentierender, innerer Reisebeschreibung eine Antwort auf die alte Frage sucht: Was ist Wahrheit – und wie kann man sie aushalten?

Oskar Ost, geboren 1947 in Lübeck, studierte Psychologie, Philosophie und Germanistik in Kiel und Hamburg. Seit 1976 ist er vor allem in der psychologischen Beratung für Unternehmen in den Sektoren Industrie und Dienstleistung tätig. Zwischen 1969 und 1972 unternahm er mehrere Seereisen mit Handelsschiffen. *Das Osterbrot* ist sein erster Roman.

Oskar Ost
Das Osterbrot

Roman

aliteraverglag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Februar 2006

Allitera Verlag

Ein Imprint der Buch&media GmbH, München

© 2006 Buch&media GmbH

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst

unter Verwendung eines Fotos von J. Lemke

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-168-7

Einleitung

Bevor ich mich im Jahre 1999 an die Arbeit am *Osterbrot* machte, lagen mir Tagebuchnotizen mit Wahrnehmungen vor, die mein Stauen erregten. Es gab Augenblicke, in denen mir scheinen wollte, daß eine Parallele zwischen meiner ganz persönlichen (Trennungs-)Geschichte und dem Krieg im Kosovo bestünde. Ich erwähnte das im Freundeskreis und erfuhr, daß andere ähnliche Erfahrungen gemacht hatten, nämlich im Golfkrieg 1990–1991.

Dem wollte ich auf verschiedenen Ebenen nachgehen. Ich war dabei allein auf meine Vorstellungskraft und das prüfende Bewußtsein angewiesen sowie auf die Bilder, die ich in mir trug und die sich mit den einzelnen Ebenen verbanden. Aus den beiden Strängen – Trennung und Krieg – wollte ich einen Zopf flechten, der die disparaten Welten miteinander in Beziehung setzte, wobei ich während des Schreibens bemerkte, daß ich einen dritten Strang aufzunehmen hatte, und zwar denjenigen, der sich ergab aus der Verbindung der beiden ersten und den Erinnerungsbildern und Vorstellungen, die das Leben beim Verflechten der ersten beiden Stränge an mich herantrug. Dieser dritte trennte sich noch einmal auf in verschiedene Figuren und Ideensysteme. Idealerweise würde sich dann – so kam es mir vor – genau die Geschichte ergeben, welche die Bilder aller unterschiedlichen Ebenen miteinander verbinden würde.

Beim Verweben durchdrangen sich die verschiedenen Ebenen in einer Weise, die man sehr wohl magisch nennen könnte. Bilder, die ich im Kopf hatte, habe ich beispielsweise im Kosovo wiedergefunden. Und die Wirklichkeit mit den Abertausenden von Bildern, die wir aus dem täglichen Leben, den Medien, aus Träumen und Büchern speichern – sie verändert ihren Sinn (manchmal erhält sie ihn auch erst), wenn sie zu einer Geschichte verarbeitet wird. So sind wir halt programmiert.

Unter formalen Gesichtspunkten hatte ich keinen Roman im Sinn, sondern um damit verschiedene mentale Zustände zu kennzeichnen eher so etwas wie ein beschriebenes Bewußtseins- und Traumkino, das sich in Figuren, Gedanken und Assoziationen darstellte. Das, so dachte ich, müßte verbunden mit einer beliebigen criminal story so interessant werden, daß es lesbar bleibt. Dazu sollte es möglichst in einer Sprache von herkömmlicher Form geschrieben werden, damit die Geschichte, deren Entwicklung sich eigentlich aus der Spannung der disparaten Ebenen bzw. Figuren speist, eine realistische Darstellung erfuhr. Die Ideen

waren schon abenteuerlich genug, da brauchte es keine sprachlichen Experimente. Schließlich mußte ich im Verlauf des Schreibens erleben, wie sich der entstehende Text gegen meinen Willen ganz anders entwickelte, als das Exposé es vorsah ...

Trennung bedeutet Verletzung (einer Ganzheit), aber erst diese Verletzung, so scheint es mir, ermöglicht eine neue Wahrnehmung. Es ist so, als ob nur unter Schmerzen das wirkliche Hören oder Sehen geschenkt würde ...

Wenn wir uns ohnmächtig fühlen, treten Macht, Gewalt und das Zerstörerische deutlicher in unser Bewußtsein. Dieser Bereich ist in unserer Welt seit langem gebrandmarkt als das *Böse*. Wir sind kaum in der Lage, es unzensiert wahrzunehmen: Weil wir es für böse halten, erlauben wir unseren Augen und Ohren nicht, es genau anzusehen.

Aber wenn die Angst und das *Böse* Geschwister sind, wie es das *Osterbrot* nahelegt, dann muß man die Angst überwinden, um überhaupt wahrnehmen zu können, was wirklich ist, und das heißt, was wirklich in einem selbst ist. Auch das Schöne wird dann deutlicher wahrnehmbar (*Behind every beautiful thing there's been some kind of pain* singt Bob Dylan). Ohne daß ich *Geschichten* gesehen hätte, die vor mehr als viertausend Jahren in Granit geschlagen wurden und im Museum in Berlin ausgestellt sind, wäre es für mich kaum zu einer Reise nach Ägypten gekommen.

Im Text geht es auch und gerade um mythologische Themen. Die Beschäftigung damit wurde insbesondere ausgelöst durch die Lektüre von Roberto Calassos *work in progress*. Calasso befreit den Begriff des *Opfers* aus einer unseligen Verschüttung in der westeuropäischen Tradition und arbeitet seine zentrale Bedeutung für die *conditio humana* heraus. Andere Anstöße, Ideen oder einfach Materialien kommen von Autoren wie Ernest Hemingway, Ernst Jünger, Henry Miller und Romain Rolland, aber auch von dem Ägyptologen Jan Assmann, dem Journalisten Otto von Corvin, dem Politiker Rudolf Scharping und – was die astrologischen Passagen angeht – von Dorothee Koechlin de Bizemont und besonders von Jeff Green. Ich habe bestimmte Partien vom Wortlaut her umformuliert und andere wörtlich wiedergegeben. Wörtlich oder nahezu wörtlich zitierte Passagen sind *kursiv* gestellt.

Ich bin mir sicher, daß dieses Buch geschrieben werden mußte, und Öffentlichkeit ist immer noch der beste Schutz, wenn es darum geht, »böse Geister zu bannen«.

Vargas sah auf die Uhr. Es war viertel vor sechs. Am Himmel standen noch die bedrohlichen Kondensstreifen sehr hoch fliegender Bomber. Er und Georg hockten im Sichtschutz einer Steineiche am Rande des Hügels. Im Dunst des Morgens, hinter einem Streifen niedrigen Gebüschs, lag friedlich das Dorf. Aber man hatte Informationen, daß albanische UÇK-Kämpfer von hier aus die Rückeroberung des Tales planten.

Wie war er eigentlich hierhergekommen? – Noch vor kurzem lebte Georg in der warmen Illusion seines sozialen Engagements für die Entwicklungshilfe. Aber diese Zeit war unwiederbringlich vorbei. Nun ging es darum, auch der dunklen Seite ins Auge zu sehen.

Ein halb aufgedecktes Verbrechen hatte ihn zunächst annehmen lassen, er sei ein guter Mensch. Aber schon damals wußte er: Keiner von denen, die ihm das angetan hatten, würde damit glücklich werden. Man hatte versucht, ihm alles zu nehmen, und in der Tat, er war völlig entblößt. Aber der *Jünger* lebte ja noch, und in seinen *Stahlgewittern* fand Georg den Satz über die große Schlacht: »... *es war eine Einweihung, die nicht nur die glühenden Kammern des Schreckens öffnete, sondern auch durch sie hindurchführte.*«

Das wirklich Vaterländische – auch von Hölderlin kannte er diesen Gedanken – konnte nicht in ziviler Gefühlssubjektivität liegen: *Liebeslieder sind müder Flug*. Was ein Gott dir gab, er kann es jederzeit wieder nehmen, und im Geschenk des Lebens ist der Tod enthalten. Nicht die Liebe, sondern der Haß verdient wahre Bewunderung. Er ist der Ausdruck des stolzen Nein zum Leben, ein trotziges Dennoch.

Er hatte Vargas erst vor zwölf Tagen getroffen, und sie hatten sich sogleich angefreundet. Vargas ist in Budapest geboren, lebt aber seit zehn Jahren in Wien, wo er eine Literaturkneipe betreibt. »Ja, ja«, pflegt er zu sagen, »die edelsten Triebe der Menschheit finden sich in unseren beiden Existenzen wieder.«

Vargas kommt von Rilke und Dostojewski her. Georg fragt sich, wie Vargas es mit Charles Bukowski halten würde, jenem frühen Vorläufer des monomanen Realismus, den man für zwei Dollar im Café strippen sehen könnte? Oder mit dem gänzlich indiskutablen Hemingway, jener Jägervariante des nordisch-feinbrüstigen Strindberg, der seine Gefechte auf den Psychofeldern männlich-weiblicher Beziehungskisten austrug? Was ist der Unterschied zwischen den Stoßzähnen eines Elefanten und

den elfenbeinernen Schenkeln einer Frau? Diese Frage hatte der Amerikaner doch eindringlichst gestellt, ohne sich dabei wie andere von einem Schwertfisch schlucken zu lassen. Im Gegenteil: Mutig war er in die zuvor von ihm selbst kunstvoll aufgestellten Hornmesser des Stieres gelaufen, mit denen er sich zu besiegen gedachte. Und was eigentlich kümmerten den nordischen August die Locken von Judith und Holofernes oder gar Samson? Selbst als Frau hätte er sich heraushalten müssen aus den Machtspielen und dem Ränkeschmieden der Pariser Kretins. Immerhin hatte Hemingway der Sprache – jenseits allen Schnickschnacks – eine Wucht und Würde wiedergegeben. Zwischen den Sätzen taucht – verschlüsselt, wie die Zeichenzählung im Telegramm – das Unheimliche auf. Und die Sprache ist wieder, was sie einst war: magische Beschwörung der Wirklichkeit. Das Leben sei schön, nicht nur die Kunst! Siehe, da war sie wieder, die schwarze Blume des Symbolismus.

2

Einen Balken drüber und zuschießen!« Das hatte Franz immer zu Bosnien gesagt. Und das vor dem Jungen! – Und jetzt war Krieg im Kosovo.

Angelika trällerte eine Sequenz aus dem Oratorium, das sie gerade im Chor übte: Die Alt-Partie war nicht eigentlich schwierig, aber sie wies einige Modulationen und rhythmische Komplikationen auf. Sie mußte angestrengt den Takt zählen, aber es ging immer besser. Dabei rührte sie nachlässig den *sugo*, während die *penne* im sprudelnden Wasser kochten. Im Hintergrund konnte sie Gianfranco kichern hören. Sie trocknete die Hände und strich sich die Haare nach hinten. Eines hatte sie im *sugo* entdeckt und wieder herausgefischt. Eigentlich hätte es grau sein müssen, aber da sie sich vor kurzem die Haare schwarz gefärbt hatte, war es ganz dunkel, wenn auch zu hart. Hier im Norden erinnerte sie der Geschmack der Tomaten wehmütig an das frische Gemüse in Rom, ein jedes zum Standardpreis, das Kilo für 1.000 Lire.

Sie spürte der Hitze des römischen Sommers nach und dem Körpergefühl, das diese erzeugte, wenn die Kleidung auf der Haut klebte. Sie erinnerte sich schließlich an ihre ambivalenten Gefühle, wenn die Römer sie mit ihren Blicken taxierten.

Während der *sugo* auf kleiner Flamme dahindampfte, machte sie ein paar Rückenübungen. Sie war gelenkig, beinahe zu ausgeprägt, denn einer ihrer Wirbel machte sich regelmäßig selbständig. Ach ja, Rom:

stundenlanges Schlangestehen in Ämtern und monatelanges Warten auf Bezahlung für die Arbeit. Und die feuchtkalten Winter! Gerade jetzt, im November, würde es ohne ausreichende Heizung besonders scheußlich sein. In diesen Zeiten hielt man sich schlecht und recht über Wasser. Aber sie erinnerte sich auch an den tiefblauen Himmel über der ewigen Stadt und dann ganz deutlich daran, wie sie das erste Mal am *Campo di Fiori* gestanden hatte und wie sie in diesem Augenblick wußte: Das war ihr Schicksal. Ihre Schwangerschaft trat ihr vor Augen, die Erinnerung an die übereilte Hochzeit und die Geburt des Sohnes. Sie dachte an die erste symbiotische Zeit mit Gianfranco, dem Sohn, und wie er ihr einziger Halt in der Fremde gewesen war. Noch jetzt, in der Erinnerung, fühlte sie sich schuldig angesichts der beklemmenden Enge ihrer Beziehung und der Zerrissenheit zwischen ihrer Sehnsucht nach Körpernähe und der Verunsicherung über ihre veränderte Weiblichkeit und der irritierenden Wut über die Fesseln, die ihr das Wesen auferlegt hatte, das doch aus ihrem eigenen Bauch gekommen war. Sie hatte sich so sehr gewünscht, in Ruhe arbeiten zu können. Wie genoß sie die knisternde Spannung der Bibliotheken! Verstohlene Blicke zwischen Folianten, der leicht abgestandene, aber doch erotisch aufgeladene Mief des allzu oft schon Durchdachten, an den sich – mit viel Glück – etwas Neues, Originelles, Eigenes anheften könnte.

Sie trällerte weiter und legte eine besondere Dehnung auf eine melodische Schleife. Sie beklagte sich nicht, denn jetzt lebte sie wieder. Sie fühlte sich unendlich befreit, wie von einem bösen Traum. Ihr Atem wurde tiefer und besser, und in der Folge auch der Gesang. Sie schlief wieder gut, und in der schwierigen Beziehung zu Gianfranco hatte sie es endlich geschafft, sich, und damit auch ihn, ein wenig aus der gegenseitigen Umklammerung zu befreien.

Sie legte eine Bach-CD ein, und während die Orgel feierlich streng erklang und der Chor zum Gesang anhub, durchlief sie im Geiste die letzten Jahre im Norden, wo die in Rom schmerzlich vermißten Eltern wohnten. Ihre Mutter war nun fast erblindet, und ihr Vater war kläglich an einer urologischen Infektion gestorben. In seinen letzten Jahren hatte er sich mehr und mehr mit dem Bösen beschäftigt. Er war geradezu besessen davon. Er sah die Bilder an der Wand, und sein Zimmernachbar im Bett daneben faselte ständig von den Kirchtürmen seiner Heimatstadt.

Eigentlich wollte sie mit Franz nach ihrer Rückkehr aus Rom ein neues Leben aufbauen. Der liebte Kinder, hatte aber selbst noch keine. Sie kannte ihn aus der Studienzeit, und gleich nach Gianfrancos Geburt gab es mit ihm eine kurze Liebesaffäre. Eigentlich hätte das schon früher passieren können, damals zum Beispiel in Sizilien. Aber erst später im

Norden hatte Franz sich wirklich in sie verliebt und ihr den Vorschlag gemacht, zusammen etwas aufzubauen. Auch sie war verliebt, aber die Intensität, mit der er um sie warb, hatte ihr Angst gemacht. Was wollte dieser Genußmensch von ihr? Ein Intellektueller war er ja beileibe nicht. Und was mochte sie an ihm? Seine offene, weltzugewandte Art? Die war ihr im Grunde fremd. – Nach ihrer gescheiterten Ehe war sie unsicher, ob sie überhaupt noch einmal eine dauerhafte Beziehung zu einem Mann eingehen wollte. War ihre Ehe damals wirklich gescheitert? Sie hatte nur gewußt, daß sie mit Enzo, diesem Mann, der sie ständig mit dem Kind allein ließ, nicht mehr schlafen wollte. Trotzdem hatte sie das Gefühl, sie müsse noch in Rom bleiben, sie war ja schließlich gerade erst verheiratet. Wie recht hatte sie gehabt, die kirchliche Seite der Verbindung auszusparen! Eigentlich hatte sie gar nicht heiraten wollen. Bis sie urplötzlich schwanger wurde. Was hatte sie sich eigentlich dabei gedacht, Franz diesen Brief mit dem Foto der dürftigen Zeremonie auf dem Standesamt zu schicken, auf dem ihr Zustand unübersehbar war. Obwohl sie sich im Grunde gar nichts aus ihm gemacht hatte, hatte sie die Situation damals ganz interessant gefunden: Mal sehen, was passierte. Reichlich kindisch eigentlich von ihr. Er war weiß Gott nicht der einzige, der ihr damals etwas bedeutete. Aber er mußte an ihr einen Narren gefressen haben.

Im Nebenzimmer spielte Gianfranco auf seinem Computer herum: »Mami, ich schaffe die Strecke Paris–Rom jetzt in zwei Stunden. Wir landen in Nizza zwischen! Komm doch mal und sieh dir das an!«

Erstaunlich, wie gut er den neuen Flugsimulator schon beherrschte. Welches Schicksal nur hatte ihr diesen Techniker aus dem Schoß kriechen lassen! Dieser tumbe Tor, der sie alle mit seinem italo-teutonischen Charme begeisterte, redete wie ein Wasserfall, aber er brachte nicht den notwendigen Ehrgeiz für schulische Leistungen auf. All ihre Werte und Vorlieben waren dem Kind offenbar fremd. Das schmerzte sie.

Was hatte sie nur falsch gemacht? Hätte sie ihn damals nicht aus Rom wegbringen dürfen? Ständig warf er ihr vor, daß sie ihn von Vater und Heimat getrennt hatte, und peinigte damit ihr Gewissen. Hatte sie ihn in der frühen Zeit zu oft allein gelassen? Mit Ängsten hing er an ihr wie eine Klette, aber auch sie fühlte sich gekettet, und wenn er einmal später nach Hause kam, wurde sie unruhig, genauso wie er, wenn sie sich verspätete. Eine perfekte, irrationale Symbiose. Trotzdem liebte er sie abgöttisch.

Sie hatte sich angewöhnt, auf seine Ungezogenheiten, seinen unkontrollierten Fernseh- und Computerkonsum und seine mangelnden Schulleistungen mit Taschengeldentzug, Hausarrest und Liebesentzug zu antworten. Aber diese Drohungen revidierte sie gewöhnlich bereits nach ein paar Stunden und provozierte damit ein Spiel, das für Gianfran-

co darin bestand herauszufinden, wie und wodurch sie am schnellsten weich werden würde. Sie fühlte sich einfach zu schwach, um konsequent zu sein. Das konnte man von ihr nicht verlangen.

»Komm jetzt zum Essen!« rief sie.

Erst nach mehrfachen Aufforderungen folgte er ihr. Zu den Nudeln hatte sie ein tiefgefrorenes Stück Putenfleisch mehr aufgewärmt als gebraten, und Gianfranco erzählte aus der Schule. Nach dem Essen mußte sie schleunigst aus dem Haus, wenn sie nicht zu spät zur Probe kommen wollte.

3

Es war einer jener Novembernachmittage, an welchen die Sonne die sterbenden Blätter in sämtlichen Farben des Bernsteins, vom hellgoldenen Gelb bis zum dunkelbraunen Rot, leuchten läßt. Der Himmel wölbte sich blauweiß über dem Künstlichen See, wie auf einer mit Fischaugenobjektiv fotografierten Postkarte. Das Ganze hatte etwas eiförmig aufgeblähtes. Die Stadt mit ihren Kirchen und Hochhäusern lagerte wie das Publikum vor einer Bühne im Hintergrund der Wasserfläche, die wie abgemattetes Quecksilber schimmerte. Franz überschaute die Szene mit einer geschärften Lust des Auges, die leidenschaftslos war wie das Weiß der verwischten Wolken.

Er lebte nun seit fast sieben Monaten hier in dem Haus, welches ihm diese ungewöhnlichen Anblicke und Farbenspiele bot. Wie war er hierher geraten? Welche Kehrschleife seines Schicksals hatte ihn wieder hier an die Stelle geführt, wo er nach einer ersten Trennung vor Jahren nur ein kurzer Gast gewesen war und vor allem die Kunst der richtigen Dosierung von Knoblauch an den *sugo* gelernt hatte, aber auch die Liebkosung der weichen, schweren studentischen Brüste von Susanne (der dunkleren Neigung zur Philosophie) und der ihrer blonden Freundin Brigitte, der mächtigen Tochter der Möwen von der melancholisch-ostfriesischen Inselwelt. Die hatte kleinere Brüste, aber sehr wohlgeformte.

Er dachte zurück an die Sonnenuntergänge des Sommers, die über dem Wasser des Künstlichen Sees farblich derart meisterlich komponiert waren, daß sie das weichende Tageslicht so deutungsfroh werden lassen konnten, daß es ihn mit Leichtigkeit an die schwerblauen Wolken und den grauen Hintergrund der Abendstimmungen des Mittelmeeres erinnerte, auf denen das große Licht diesen Kontrast mit der gesamten Farbenwelt der Rosen – nur eben sehr viel phosphoreszierender und ganz

eindringlich: als Glücksversprechen – an den Herbsthimmel malte. Die kurze Stunde der südlichen Dämmerung: In der fließenden Pracht ihrer vergänglichen Schönheit hatte er mehrmals handgreiflich die *promesse du bonheur* gesehen, das Versprechen, daß die Erde wirklich das ist, was wir immer geträumt haben, eine Stätte der Schönheit und der Freude und des Friedens, und dadurch das Leben gerechtfertigt und erträglich. Und dieses so sehen zu können, hieß für Franz auch: es zu glauben und es zu erhalten. Er wollte sie. Er glaubte ganz fest an die Liebe seines Lebens.

Durch das gleißende Sonnenlicht des Adriastrandes hatte er sie hinter den Fenstern des kleinen quadratischen Betonblocks der literaturwissenschaftlichen Fakultät gesehen, hinter denen sie vor ihren kurzbeinigen, dunkelhaarigen Studentinnen auf und ab ging. Zu ihnen sprach sie von Rilke, Hölderlin oder Benn, mitunter auch von Böll oder der Bachmann. Diese reizenden Wesen schrieben darüber mehr oder minder kluge Hausaufsätze, die von Angelika anschließend zu bewerten waren. Da war sie ganz in ihrem Element. Von Zeit zu Zeit warf sie einen verstohlenen Blick auf den Strand, zu ihm, auf den sich damals ihre Wünsche konzentrierten. Und sie aßen gemeinsam *pasta* mit den Früchten des Meeres in einem billigen Lokal, das sich prosaischerweise *Weißer Gans* nannte.

Ohne Zweifel hatte sie einen Blick für das Schöne und ohne Zweifel liebte sie das Zeremonielle – auch und gerade das der Versagung, welches eigentlich eines des Ver-Sagens ist und die morbide Schönheit des Anblicks verwelkter Rosen widerspiegelt: *il est brisé!* Weil das Wasser fehlte ...

Was war geschehen? Nichts Besonderes eigentlich: Franz hatte die Liebe seines Lebens verloren. Das war normal. Das Menschliche war ihm geläufig. Das mußte geradezu kommen. Es war seit mindestens zwei Jahren abzusehen. Franz hatte es zwar nicht sehen wollen, aber er hatte es andererseits provoziert.

Er hatte Angelika zur »Liebe seines Lebens« gemacht. Es war für ihn nicht nur eine Frage des Gefühls, sondern ein Akt des Willens. Er empfand sie wortwörtlich, so banal und sentimental das sein mochte, als *missing piece*, als das fehlende Teil seiner selbst, die unbekannt weibliche Seite. Er liebte es, in sie einzudringen, in die weiche Feuchte ihres Schoßes, die er zuvor schmeckte, und er fühlte bisweilen in dieser Vereinigung, wie sich über ihnen das Firmament zu wölben begann und die zahlreichen Geister und Engel mit Wohlgefallen auf sie blickten. Er wußte, daß das Leben, wenn es wirklich schön ist, nur schön ist, weil es uns auf etwas verweist, das außerhalb dessen ist, was wir in diesem Augenblick wirklich erleben. Er nannte es manchmal die verti-

kale Dimension. Franz wäre geneigt gewesen, es in die Nähe der Begriffe Opfer oder Gottesdienst zu rücken, aber dann in einem sehr sinnlichen, eher heidnischen Sinn. Einmal bettete er sie wirklich auf Rosen, auf Rosen, gebrochen aus der Hecke eines kleinen Hotels in den Abruzzen, östlich von Rom.

Er liebte ihre Liebe zur Literatur und das Sprühende, mit dem sie sich in gedankliche Welten begeben konnte, auch dann, wenn, wie er später merkte, sie vieles nur scheinbar verstand und aufnehmen, aber nicht wirklich verinnerlichen konnte. Er liebte die Leichtigkeit ihres Temperaments und die Helligkeit ihres Lachens. Diese Eigenschaften bildeten aus seiner Sicht einen idealen Gegenpol zu seiner norddeutschen Gelähmtheit, der saturnischen Zähigkeit, mit der er vieles zuviel tat, aber auch einen idealen Gegenpol zu der bohrenden Richtung seiner Fragen und zu seiner unklaren Tendenz zur Selbstzerstörung und Anklage.

Er liebte ihre Sprache und ihre Stimme, er liebte es, wenn sie sang und ihr kehliges Timbre eine ungewöhnliche Mischung von Vorstellungen hervorrief, die sich gleichzeitig einstellen konnten, wie etwa das Antlitz der Schmerzreichen, die Fruchtlosigkeit allen Daseins, die Vergänglichkeit allen Glücks – aber auch eine tiefe Trauer über die Grausamkeiten der Geschichte: die Qualen gemarterter Azteken und Inkas, die Schreie der Hexen und Häretiker, der Opfer der Inquisition, die Gemordeten der Kriege und des Terrors dieses Jahrhunderts und all die Leidenden auf den Altären des Imperialismus, Stalinismus und des Naziterrors.

Er liebte ihre Art zu sprechen, selbst wenn sie überhastet war. Er liebte sogar ihre Unbeständigkeit und die rastlose Nervosität, mit der sie viele Dinge betrieb, insbesondere menschliche Beziehungen. Es schien manchmal, als sei sie mit der Organisation des Alltäglichen überfordert, was sie hilflos erscheinen ließ und männliche Beschützertriebe erweckte. Er liebte ihren Hals mit dem Muttermal darauf, das aussah wie ein Relikt verstohlener Lüste der letzten Woche. Wenn sie miteinander schliefen, hatte er zeitweise das Gefühl, nicht sie nehme ihn auf, sondern er sie. Er tastete die gespannten Kissen ihrer Haut an den Hüften und an der Brust und die weiche Schwere ihres Mundes. Er genoß ihre Lust, und bisweilen stellte er sich vor, sie zu sein.

Es gibt Momente in unserem Leben, in denen uns eine einfühlsame Kraft der Schau von solch durchdringender Macht gegeben ist, daß wir meinen, die Fäden fassen zu können, die das Universum zusammenhalten. Ohne Anstrengung – so scheint es uns – könnten wir mit mit einem Tier sprechen, einer aufmerksamen Pflanze den Koran ablauschen oder einen Stein zum Weinen zu bringen. Und dann könnten wir eigentlich hinüberspringen in eine andere Existenzform, schwerelos und im glück-

lichen Einklang mit den Kräften, ohne die Sichel oder besser: ohne die enge Röhre des Todes. Wir sind es alles selbst und enthalten das Geheimnis vollständig.

Angelika hatte dieses alles als ganz angenehm vorläufig akzeptiert, wenn auch mit einigen Vorbehalten, die vor allem die Zeitvorgaben betrafen. Weil sie sich selbst so wenig Zeit nahm in den täglichen Dingen, benötigte sie eine ungewöhnlich lange Zeit für die Entscheidungen ihres Lebens und ihres Herzens. So spontan und präsent sie in Gesprächen reagierte, so zäh und schwerblütig war sie in den grundlegenden Fragen. Man könnte auch ganz simpel sagen, sie hielt ihn hin, aber das allein war es nicht. Sie hatte ihn schon vor Jahren in Rom mit einem Hinweis auf die Unzeitigkeit vertröstet – und ihn (später) betrogen. Es war damals zu ertragen gewesen, schließlich mußten seine Gefühle und Entscheidungen nicht mit den ihren übereinstimmen, auch wenn er ihrer inneren Bewegung sicher war. Kaum aber hatte er sich abgewandt, kehrte sie einmal mehr in den Norden zurück und weinte mit flacher erstickter Stimme, tief enttäuscht und verletzt wie ein kleines Kind, dem man sein Spielzeug wegnimmt, weil er, Franz, eine andere Frau hatte.

Er wußte damals noch nicht, warum sie sich ihrer eigenen Gefühle so unsicher war. Sie wurde geliebt, aber die Anforderungen anderer an sie, an ihre Verfügbarkeit oder innere Teilnahme, gingen häufig über ihr Vermögen, einerlei, ob es ihr Kind, ihr Mann oder ihre Freunde waren. Lediglich in der Vorstellung der Familie fand sie einen emotionalen Rückhalt. Sie hatte einfach etwas anderes im Kopf, und sie liebte es, sich zusätzlich abzulenken oder ablenken zu lassen, mit einem billigen Film oder einem Theaterstück oder einem der x-beliebigen Bücher, die sie wie süchtig las, wenn sie den Tag beendete.

Wie lange war es schon her, daß Franz sich diesen Gegenpol auserwählt und wie eine Monstranz auf den Altar seiner Entzückung gestellt hatte. Die Handlungen wurden zu Ritualen, und er wußte jetzt, daß diese Akte die Kraftquelle seines Lebens geworden waren.

Hatte sie ihn verlassen? Hatte er seine Liebe verloren? Wie war es dazu gekommen? Fest stand: Sie hatte einen anderen, der ihr die Dinge einfacher machte. Der mehr um sie warb und der ihr ein Leben versprach, wie sie es sich erträumte. Mit dem man unbelastet von den Versäumnissen der Vergangenheit ins Gespräch kommen konnte und der ironisch war. Ein recht häßlicher Mensch übrigens, mit Halbglatze und rötlicher Babyhaut, den sie keinen Deut mehr liebte als ihn, dessen war Franz sicher. Bestenfalls redete sie sich ein, daß sie ihn lieben könnte ... Denn er hatte sie bedrängt, ihr Klagen über ein verpfushtes Leben aufzugeben und etwas zu tun.

In diesen fruchtlos rückwärts gewandten Gedankengängen schaute Franz auf das vor ihm ausgebreitete Farbenspiel, und während er noch die Brennweite des zuvor nach innen gerichteten Auges erneut auf die Tiefe fokussieren wollte, erfaßte ihn eine starke innere Erregung. Diese kam schubweise. Es schoß durch ihn hindurch, von unterhalb der Knie durch den Rumpf bis zu den Armen, die sich unwillkürlich zu bewegen begannen. Das war ein Zittern und Stammeln, ein inneres Rumoren und Zappeln, ein Abheben und Sich-Losmachen. Es sprang mit ihm durch den Raum, wie in einem von Blitzen entfesselten Veitstanz. Es sah aus wie ein Spasmus, aber das war es nicht.

Er kannte dies Phänomen von frühester Kindheit an. Diesmal aber war es so stark, daß er wirklich mit den Armen pumpte und pumpete, und plötzlich fühlte er, nein: Er wußte, daß ihm Flügel wüchsen. Ganz schüchtern zunächst, und doch wie selbstverständlich, als sei überhaupt kein Mut erforderlich, näherte er sich langsam dem Fenster. Wie in einen Ballon blies die Energie in ihn hinein. Er rutschte auf das Sims und setzte an, milde abschwingend aus dem Fenster zu gleiten. Er fühlte, wie es gelang und wie er sich mit einigen wenigen, ruhigen kräftigen Armschlägen auf den Künstlichen See zu bewegte. Langsam – voller Erstaunen und getragen vom Traum, im *Besitz einer besonderen, geistigen Kraft* – schwebte er über die Bäume mit den Bernsteinblättern hinweg. Flüchtig hatte er das Gefühl, als streifte er einige. Dann glaubte er, allmählich an Höhe zu verlieren. Er ruderte und ruderte, und siehe: Es gelang, er kam wieder hoch, die *Fäuste geballt*. Es war ein köstliches Gefühl, in einer Höhe von zwei bis drei Metern, manchmal tiefer, über die Grasnarbe zu schweben. Und während all dieser Zeit spürte er diese kostbare Kraft. Obwohl der Flug äußerst langsam war, hatte er nun bald das Ufer erreicht.

Über dem See angekommen, hatte Franz das Gefühl, er müßte erneut kräftig pumpen, aber es gab nun kein ängstliches Zurück vor dem neuen, anderen Element mehr. Er schwebte über dem Wasser. Er sah die Schwäne, wie sie *trunken von Küssen ihr Haupt ins heilignüchterne Wasser tunkten*, und er sah die große Hecke, hinter der vielleicht Dornröschen schlief oder ein sterbender Krieger im Denkmal aus mausgrauem Sandstein. Dunkel war das Grün des Rhododendron, und Moos lag auf der Keilschrift der schlichten Steinplatten, die im Halbrund angeordnet waren. Die reihenweise Anordnung der Holzkreuze rief in wechselnden Bildvorstellungen tief gestaffelte Quadrate, Dreiecke und Parallelogramme sowie unterschiedlichste geometrische Mischformen hervor, je nachdem, von welchem Punkt aus man das Ehrenfeld betrachtete. Und alle – alle, jeder einzelne Gefallene – hatten einen Namen ...

In der Mitte des Künstlichen Sees sah er etwas, das sich zunächst wie

ein kleiner Strudel ausnahm, der das Wasser an einer bestimmten Stelle in kreisförmige Bewegung versetzte und anzusaugen begann. War es zunächst nur eine Beobachtung aus der Distanz, so erschien es Franz nun, als werde auch er von diesem Sog erfaßt. Als er bäuchlings gleitend auf die Mitte des Strudels zuschwebte, fiel ihm auf, daß er kaum in die kreisende Bewegung hineingeriet. Hatte er selbst keine Masse mehr?

Der strudelnde Kreis schwoll mächtig an, und es entstand ein großer Trichter, in welchen das Wasser brausend und donnernd hinabstürzte. Dabei nahm es eine eigentümlich grüne Färbung an. Je näher er zum Zentrum schwebte, desto gleißender wurde die grüne Farbe. Franz dachte an all die Wasserfälle, die er in seinem Leben gesehen hatte: Sie hatten gedöhnt und gerauscht, aber dieses grüne Licht hatte er andeutungsweise nur am Mühlenkanal hinter dem Wall, dort bei den zwei alten Türmen, gesehen, wo es wohl die Algen über dem rostigen Wehr gewesen waren, die das Wasser so leuchten ließen. Wie oft hatte er dort gestanden, versunken in den Anblick der elementaren Kraft der Bewegung, in rauschenden Träumen!

Obwohl das Grün ihn wie magisch anzog, hatte Franz keine Angst, verschlungen zu werden. Er drehte er sich ruhig mit dem dröhnenden Strudel mit, und plötzlich wußte er, er würde sich fallen lassen müssen.

4

Angelika nahm das Fahrrad und fuhr zur Chorprobe. Ein heftiger Schauer schlug ihr ins Gesicht. Ach, wo waren die Zeiten, in denen sie bei diesem Wetter ohne große Bedenken ein Taxi genommen hätte. Sie seufzte: Immer mußte sie sparsam sein. Dabei erschien ihr die wiedergewonnene Freiheit doch so süß. Und wirklich: Sie liebte es, den Regen auf der Haut zu spüren. Zwar war sie nicht mehr fruchtbar, aber sie fühlte sich so jung wie lange nicht mehr. Sie beklagte sich nicht: Jetzt lebte sie wieder.

Nur weil sie es sich anders gar nicht vorstellen konnte, war sie bei Franz geblieben. Eigentlich waren ihr die Männer ziemlich gleichgültig. Aber es war immer jemand da, der sie unbedingt glücklich machen oder sie aus einer furchtbaren Misere herausholen wollte. Irgendwie war es immer so gekommen.

Am glücklichsten, dachte sie, bin ich eigentlich, wenn ich allein bin. Vielleicht hätte sie tatsächlich ins Kloster gehen sollen, da wäre die Frage von Partnerschaft und menschlicher Bindung überflüssig gewesen. Sie